

A close-up portrait of Jhumpa Lahiri, looking directly at the camera with a neutral expression. She has dark hair and is wearing a dark, textured shawl or jacket. The background is a plain, dark grey.

Kalkutta, New York, Rom

Autoren In ihrem neuen Roman „Das Tiefland“ lässt die indisch-amerikanische Schriftstellerin Jhumpa Lahiri eine Familie am Gefühl der Fremdheit zerbrechen. Aber schreibt sie deswegen Immigranteliteratur?

Kann man einen Artikel über eine der besten amerikanischen Schriftstellerinnen damit beginnen, wie schön sie ist? Eigentlich nicht. Denn wer käme auf den Gedanken, an einem männlichen Autor zuallererst dessen Aussehen zu loben. Und wenn erst mal von der Schönheit einer Frau die Rede ist, überstrahlt sie leicht alles, es wird dann schwierig, das Augenmerk auf ihr Talent zu richten. Die Schriftstellerin Jhumpa Lahiri würde es zudem sicher ablehnen, so oberflächlich betrachtet zu werden, denn sie hat eine Skepsis gegenüber allem, was zu leicht zu haben ist.

Dennoch beginnt diese Geschichte damit, dass eine wunderschöne Frau von einer Seitenstraße aus die Piazza di San Cosimato betritt. Es ist elf Uhr vormittags an einem heißen Tag in Rom. Die Frau trägt ein rosarot gemustertes Sommerkleid, eine schwarze Sonnenbrille. Ihr Gang ist auffällig aufrecht, im Hintergrund sind die abgeblätternen Fassaden der italienischen Häuser, wie eine Szene aus einem Fellini-Film. Der italienische Fotograf versucht spontan, den Unterschied zwischen „bella“ und „bellissima“ zu erklären. Jhumpa Lahiri sei „bellissima“. Sie wendet sich noch kurz zu den Marktständen auf dem Platz, deutet auf Tomaten und Melonen. Dann ist sie da. „Nice to meet you“, ihre Stimme ist eine Überraschung, sie klingt traurig.

Lahiri, 47, wurde in London geboren, sie war drei Jahre alt, da zogen ihre Eltern nach Rhode Island, wo sie aufwuchs. Lahiri besitzt ein Haus in New York, genauer gesagt in Brooklyn. Sie hat viele Wochen ihres Lebens in Indien verbracht, ihre Eltern stammen aus der Gegend um Kalkutta. Seit zwei Jahren lebt sie in Rom. „Ich würde Rom gern zu dem Ort machen, an dem ich mein Leben verbringe. Doch dafür müsste ich alles Geld der Welt haben. Und das ist nun mal nicht der Fall“, sagt sie, und es klingt fast etwas patzig.

Lahiri sitzt inzwischen in einem der Cafés an der Piazza di San Cosimato. Das Café liegt im Schatten, doch ihre Sonnenbrille nimmt die Schriftstellerin nicht ab. Es umgibt sie die Ausstrahlung von jemandem, der die Welt auf Distanz halten möchte. Nicht aus Unnahbarkeit, sondern eher, um sich zu schützen, weil ihr die Welt schnell zu viel werden kann.

Noch bis zum kommenden Sommer wird Lahiri mit ihrer Familie in Rom bleiben, dann kehrt sie mit ihrem Mann und ihren beiden Kindern zurück nach New York. Der Grund dafür ist eigentlich erfreulich: Sie wird Professorin in Princeton. Dass bis dahin noch zwölf Monate vergehen werden, sei nur ein geringer Trost. „Zum ersten Mal in meinem Leben fühle ich mich einem Ort zugehörig.“

Das Thema der Fremde ist Lahiris Lebenssthemata, es zieht sich durch all ihre

Bücher. In ihrem neuen Roman „Das Tiefland“ breitet sich das Gefühl der Fremdheit wie ein Krebsgeschwür in der kleinen Familie des Protagonisten Subhash aus, obwohl er sich furchtbar bemüht, das zu verhindern. Er ist als Doktorand aus Kalkutta an die Ostküste der USA gekommen. Sein Leben wird also von einer doppelten Fremdheit beherrscht, so weit ist Lahiri noch in keinem ihrer Bücher gegangen.

Berühmt wurde sie vor 15 Jahren mit ihrem Debüt „Melancholie der Ankunft“,

Offensichtlich findet sie es überflüssig, über das, was sie geschrieben hat, zu sprechen.

einem Kurzgeschichtenband über die Probleme und die Sehnsüchte indischer Immigranten in den USA. Mit großer erzählerischer Genauigkeit beschreibt Lahiri darin das Leben zwischen zwei Kulturen. Sie erhielt den Pulitzerpreis, das Buch verkaufte sich allein in den USA über eine Million Mal. Es folgten ein Roman („Der Namensvetter“) und weitere Erzählungen. In dem Band „Einmal im Leben“ sind drei Geschichten miteinander verbunden, die das Leben der indischstämmigen Hema und ihrer Jugendliebe Kaushik verfolgen.

Es ist mühsam, mit Lahiri über ihre Bücher ins Gespräch zu kommen, ihre Antworten klingen dann gestanz, ganz offensichtlich findet sie es überflüssig, über das, was sie geschrieben hat, auch noch zu sprechen. Vielleicht hat sie recht.

„Tiefland“ ist ein großer Roman, an dem zunächst zweierlei auffällt: seine unerbittliche Genauigkeit in der Schilderung von Gefühlen, an keiner Stelle stiehlt sich die Schriftstellerin vorbei an den Beschreibungen emotionaler Ambivalenzen und Ungereimtheiten. Manchmal steigen einem beim Lesen die Tränen in die Augen, manchmal hofft man inbrünstig mit den Figuren, dass alles gut werden möge, und muss sich selbst daran erinnern, dass dies eine fiktive Geschichte ist.

Zudem steht der Roman völlig quer zu dem Trend der internationalen Literatur, gesellschaftspolitische Themen in den Mittelpunkt zu stellen. Prominentestes Beispiel dafür ist gerade „Der Circle“ von Dave Eggers über den Transparenz-Terror in einem Silicon-Valley-Unternehmen, das an Facebook erinnert.

Auch bei Lahiri gibt es politische Ereignisse, aber die liegen Jahrzehnte zurück, und viele Leser dürften noch nie davon gehört haben. Selbst Lahiri waren sie weitgehend unbekannt, als sie begann, „Das Tiefland“ zu schreiben. Es geht um die maoistisch beeinflusste Bewegung

der Naxaliten, die Ende der Sechzigerjahre in Westbengalen in einem Ort namens Naxalbari durch einen Bauernaufstand ihren Ausgang nahm und Anfang der Siebziger viele Sympathisanten auch unter den Studenten Kalkuttas hatte. Ihr Protest richtete sich gegen die besitzende Klasse und die Konzentration der Macht bei wenigen.

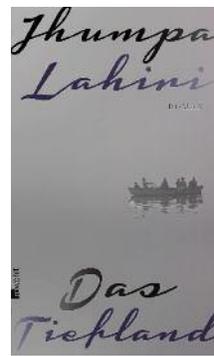
„Es war eine gewalttätige Zeit, aber die Nachrichten darüber in den USA waren sehr eingeschränkt, es gab noch kein CNN“, sagt Lahiri. Sie erinnert sich daran,

dass das Wort Naxaliten in den Gesprächen ihrer Eltern immer mal wieder auftauchte, vor allem erinnert sie sich, dass etwas Beunruhigendes davon ausging, das sie neugierig machte. Es sind solche Schwingungen und Auswirkungen, die Lahiri als Schriftstellerin interessieren.

„Das Tiefland“ ist ein Familienroman, der angetrieben wird von der Frage, was ein einziges Ereignis im Leben ganzer Generationen anrichten kann. Ihr Vater hat ihr die Geschichte eines jungen Mannes erzählt, den er früher in Kalkutta gekannt hatte, der bei den Naxaliten engagiert war und vor den Augen seiner Familie umgebracht wurde. Nur deshalb erzählt Lahiri von dieser Bewegung. „Ich wollte nichts Grundsätzliches aussagen“, sagt sie.

Die Brüder Subhash und Udayan wachsen in den Fünfziger- und Sechzigerjahren am Rand von Kalkutta auf, in einem Gebiet, das bei Monsunregen regelmäßig überflutet und von einem dichten Netz aus Hyazinthen überwachsen wird, dem Tiefland, das dem Roman seinen Namen gibt. Subhash ist der Ältere von beiden, 15 Monate älter als Udayan, trotzdem ist er der Zaghafte, der ohne den Bruder an seiner Seite „kein Gefühl von sich selbst“ hat. „Solange er denken konnte, war sein Bruder immer da gewesen.“

Als für Subhash und Udayan die Zeit auf dem College beginnt, trennen sich ihre Wege erstmals. „Trotzdem begann jeder Tag seines Lebens mit Udayan an seiner Seite und endete auch so.“ Doch bei Udayan erwacht in dieser Zeit sein Interesse an der Bewegung der Naxaliten. Als beide dann mit dem Masterstudium beginnen, unterstützt Udayan die Naxaliten schon mit kleinen Aktionen. Noch teilt er dieses Geheimnis mit Subhash, einmal überredet er den zögerlichen Bruder sogar, ihn zu begleiten. Subhash hält Wache, als Udayan mit roter Farbe eine Parole an eine Wand schreibt. Nachher strei-



Jhumpa Lahiri

Das Tiefland

Aus dem Englischen von Gertraude Krüger. Rowohlt Verlag, Reinbek; 528 Seiten; 22,95 Euro.



Szene aus der Verfilmung des Lahiri-Romans „Der Namensvetter“*: „Amerikaner sind Immigranten“

ten sie. „Du findest nicht, dass das, was du machst, egoistisch ist?“, fragt Subhash aufgebracht. Ein Schlüsselsatz des Romans.

Bald darauf macht die Handlung einen Sprung und begleitet Subhash an die Ostküste der USA, wo er an einer kleinen Universität in Rhode Island sein Studium fortsetzt. Udayans politische Aktivitäten, die dieser für seine ganz persönliche Angelegenheit hält, werden währenddessen immer radikaler. Doch das erfährt der Leser erst durch Rückblenden im Laufe des Romans.

Irgendwann erreicht Subhash in den USA ein Telegramm: „Udayan getötet. Komm zurück, wenn du kannst.“ Er fährt zurück nach Kalkutta, erfährt in Bruchstücken davon, wie Udayan im Tiefland beim Haus seiner Eltern von der Polizei exekutiert wurde. Und dass dessen junge Frau Gauri, die nun eine junge Witwe ist, ein Kind von Udayan erwartet. Die gramgebeugten Eltern, in deren Haus Gauri lebt, schneiden die Schwiegertochter, und es scheint so, als ob sie ihr das Baby wegnehmen wollten. Da schlägt Subhash Gauri vor, ihn zu heiraten und ihm in die USA zu folgen. Als die schwangere Frau von dem ihr fremden Ehemann auf dem Flughafen von Boston in Empfang genommen wird, ist noch nicht mal die zweihundertste Seite dieses Romans erreicht, der über 500 Seiten umfasst.

Man könnte diesen ersten Teil auch als eine Art Prolog betrachten, denn das Buch entwickelt seine große Tiefe vor allem im zweiten Teil, in dem Subhash, Gauri und ihre Tochter Bela versuchen, eine Familie zu werden, und doch vom Tod Udayans nicht loskommen, von jenem Egoismus, den Subhash ihm einst vorwarf und der dazu führte, dass seine Eltern, seine Frau und seine Tochter ein Leben führen im

Schatten dessen, was Udayan für eine persönliche Entscheidung hielt.

Jhumpa Lahiris Sätze sind klar und intensiv, als wären sie mit einem Sandstrahler bearbeitet worden. Es gibt Absätze in „Das Tiefland“, in denen ganze Lebensveränderungen auf wenigen Zeilen zusammengefasst sind. „Subhash wusste, Udayan war auf der Kundgebung gewesen. Er hatte ihn nicht begleitet, und Udayan hatte ihn auch nicht darum gebeten. In diesem Sinne hatten sie sich bereits getrennt.“

Lahiri spannt einen Bogen über mehr als 50 Jahre und hantiert mit genau konstruierten Rückblenden und Perspektivwechseln, doch die sind so geschmeidig eingefügt, dass sie einem während der Lektüre kaum bewusst werden. „Das Tiefland“ ist das Buch einer Schriftstellerin auf der Höhe ihres Könnens. Es gibt einen Essay von Lahiri, den sie vor drei Jahren im *New*

Ist Erfolg eine Form der Akzeptanz? „Nein“, sagt Lahiri, „dafür ist er zu sehr von Zufällen abhängig.“

Yorker veröffentlichte und in dem sie beschreibt, wie sie – ein schüchternes Mädchen – groß wurde in einem Haushalt mit indischen Traditionen, Büchern auf Bengali, die ihre Mutter las, und Sachbüchern über China oder Russland, der Lektüre ihres Vaters. Als sie zwei Jahre alt war und auf Besuch in Kalkutta, erfand ihr Großvater Geschichten für sie. Doch ihren Zugang zur Welt fand Lahiri über die Bücher britischer und amerikanischer Autoren, die ihre Eltern nicht interessierten, in die das Mädchen Jhumpa Lahiri aber vollständig

* „The Namesake – Zwei Welten, eine Reise“ mit den Darstellern Soham Chatterjee, Irrfan Khan, Tabu 2006.

eintauchte. „Ich hatte nicht nur das Gefühl, dass ich ein verbotenes Gelände betrete, sondern auch, dass ich meine Eltern in gewisser Weise durch meine Lektüre betrüge“, sagt die Schriftstellerin.

Es ist aber nicht einfach so, dass in Lahiris Romanen die Kultur Indiens, die ihre Kindheit daheim prägte, zusammenfließt mit der Erzähltradition des amerikanischen Romans. Vielmehr hat Lahiri von klein auf ein großes Feingefühl für alles Fremde entwickelt und dies in „Das Tiefland“ meisterlich entfaltet.

Nach ihrem frühen Erfolg mit dem Erzählband „Melancholie der Ankunft“ galt sie lange als eine der Protagonistinnen der sogenannten Immigranteliteratur. „Was bedeutet das überhaupt?“, fragt sie. „Dass jemand einen anderen kulturellen Hintergrund hat? Alle Amerikaner haben das, bei manchen liegt er vielleicht einige Generationen zurück, aber alle Amerikaner sind eigentlich Immigranten. Würden Sie die Werke des großen amerikanischen Schriftstellers Nathaniel Hawthorne auch als Immigranteliteratur bezeichnen?“

Es ist die Herabsetzung, die Lahiri an dieser Kategorie so ärgert. Auf der einen Seite die Great American Novel, auf der anderen Seite der Immigrantroman. Noch immer kämpft sie um den letzten Funken Anerkennung in jenem Land, in dem sie aufwuchs, in dem sie den Pulitzerpreis gewann, in dem sie bald an der Princeton University unterrichten wird. „Ich habe niemals irgendwo gelebt, wo ich voll akzeptiert war“, sagt Lahiri. Ist Erfolg keine Form der Akzeptanz? „Nein, dafür ist er zu sehr von Zufällen abhängig.“ Und für sie persönlich sei der Erfolg auch zu rasch und zu leicht gekommen. Sie habe ihn eigentlich immer als Druck empfunden.

Es ist Mittag geworden in Rom, jener Stadt, in der sie sich ebenfalls nicht wirklich akzeptiert fühlt, die Anfeindungen gegen sie als Ausländerin seien hier sogar

manchmal unverschämter, als sie es aus den USA kenne, sagt Lahiri.

Und dennoch: Vor wenigen Tagen, erzählt sie, sei sie mit ihrem Mann in einem Möbelladen gewesen, wo sie zuletzt vor sechs Monaten einen Schreibtischstuhl gekauft hatten. Sie seien sofort wiedererkannt worden. „Das gäbe es in New York niemals, die Stadt ist wie ein Flughafen. Das Leben in Rom hat einen menschlichen Maßstab.“

Dann verabschiedet sich die spröde, schöne Frau in dem bunten Sommerkleid, um das Obst und Gemüse abzuholen, das sie zuvor an den Marktständen auf der Piazza di San Cosimato gekauft hatte.

Claudia Voigt